

Tuider, Elisabeth

Ansätze der Geschlechterforschung in Beratung und Coaching

Möller, Heidi [Hrsg.]; Müller-Kalkstein, Ronja [Hrsg.]: *Gender und Beratung. Auf dem Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit in Organisationen*. Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht 2014, S. 137-154. - (Interdisziplinäre Beratungsforschung; 9)



Quellenangabe/ Reference:

Tuider, Elisabeth: Ansätze der Geschlechterforschung in Beratung und Coaching - In: Möller, Heidi [Hrsg.]; Müller-Kalkstein, Ronja [Hrsg.]: *Gender und Beratung. Auf dem Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit in Organisationen*. Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht 2014, S. 137-154 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-110855 - DOI: 10.25656/01:11085

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-110855>

<https://doi.org/10.25656/01:11085>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.v-r.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Elisabeth Tuider

Ansätze der Geschlechterforschung in Beratung und Coaching¹

Selbstverortung im Dschungel der Geschlechterforschung

Feministische Theoriebildung kann heute als »vielstimmiger und heterogener Diskurs« (Hark, 2001, S. 11) charakterisiert werden, denn der sozialwissenschaftliche Fachdiskurs zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen verlief in bestimmten Stationen und so beinhalten heute unterschiedliche Ansätze der Geschlechterforschung auch unterschiedliche methodologische Referenzpunkte auf Gesellschaft/Struktur und Handeln/Subjekt. Es ist nützlich, diese unterschiedlichen geschlechtertheoretischen Ansätze zur Kenntnis zu nehmen, um die eigene Position, die dem Agieren in Beratung und Coaching zugrunde liegt, zu qualifizieren und angesichts neuer Themen, zum Beispiel des Diversity-Diskurses, am aktuellen Reflexionsstand anzuknüpfen. Im Folgenden sollen deswegen fünf geschlechtertheoretische Ansätze in ihren Grundannahmen und Kritiken vorgestellt werden, dies ist der Gleichheitsdiskurs, Differenzdiskurs, Konstruktivismus, Dekonstruktion und Intersektionalität/Diversity.

In Anbetracht des letztgenannten Ansatzes, der Diskussion zur theoretischen und empirischen Relevanz von Diversity, ist auch im sozialwissenschaftlichen Fachdiskurs die Bedeutung der Analysekategorie Geschlecht in den letzten Jahren mehrfach in Frage gestellt worden: Die Tagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft 2007 in Marburg trug den Titel »Was kommt nach der Genderforschung?« (Casale u. Rendtorff, 2008) und Margherita Zander, Luise Wartwig und Irma Jansen loten »Geschlecht Nebensache?« (2006) aus und nicht zuletzt verhan-

1 Dieser Aufsatz beruht auf der Überarbeitung und Zusammenführung zweier Aufsätze (Tuider, 2012; Tuider u. Sielert, 2011) sowie auf einem Vortrag, den ich im Rahmen der Vortragsreihe des Graduiertenkollegs Dynamiken von Raum und Geschlecht gemeinsam mit Mechthild Bereswill im Januar 2014 gehalten habe.

delten Sünne Andresen, Mechthild Koreuber und Dorothea Lüdke das Verhältnis von Gender und Diversity als »Albtraum oder Traumpaar« (2009). Ist es heute also angebracht, Geschlecht/Gender als analytische Kategorie und als handlungsleitendes Konzept zugunsten von Diversity zu verlassen? Oder bleibt das Doing Gender in Beratung und Coaching omnipräsent, ist also ein Undoing Gender unmöglich? Wie sind Überlegungen zur Dekonstruktion von Geschlecht mit den eigenen normativen Verwurzelungen (z. B. hinsichtlich Zweigeschlechtlichkeit) vereinbar? Zusammengefasst stellt sich also die Frage, welche unterschiedlichen Handlungsstrategien aus den unterschiedlichen geschlechtertheoretischen Ansätzen für die Beratungsarbeit resultieren.

Mit den unterschiedlichen methodologischen Annahmen zu Geschlecht korrelieren, so werde ich am Endes des Beitrages zusammenfassen, – auf der politischen oder handlungspraktischen Ebene – unterschiedliche Überlegungen zu Gleichstellung, Sichtbarmachung und Repräsentation, Empowerment, Kritik, Anerkennung, Vervielfältigung oder Veruneindeutigung. Ganz entgegen einer historischen Abfolge haben sich die verschiedenen geschlechtertheoretischen Ansätze und handlungspraktischen Überlegungen nicht nacheinander abgelöst, vielmehr stehen sie – zum Teil unvereinbar – nebeneinander.

Geschlecht im Gleichheitsdiskurs

Der Gleichheitsdiskurs hat seine Wurzeln im 19. Jahrhundert und zielt(e) auf Gleichberechtigung. Die erste deutsche Frauenbewegung formierte sich als politisch-rechtliche Bewegung mit dem Ziel der gleichberechtigten politischen Teilhabe von Frauen, das heißt, es wurde die Tatsache angegriffen, dass viele Rechte bis dahin vorwiegend Männern vorbehalten waren. Dies betraf unter anderem das Wahlrecht, von dem Frauen bis dahin ausgeschlossen waren und vor allem den Zugang zu die für Frauen verschlossenen Universitäten.

Auch das feministische Gleichheitscredo der 1960er Jahre lautete: »Lasst uns in Bildung, Politik und Wirtschaft das Gleiche dürfen und tun wie die Männer!« Es ging zunächst darum, für Mädchen und Frauen den gleichen Zugang zur Bildung, zu Arbeitspositionen, politischer Macht und materieller Unabhängigkeit zu ermöglichen, wie es für die Männer seit der Aufklärung selbstverständlich war. Gleiche Bildungsmöglichkeiten und Karrierechancen, gleiche Bezahlung für die gleiche Arbeit gelten bis heute als zentrale Punkte in der Diskussion um Geschlechtergerechtigkeit. Konsequenz für und in der Erziehungswissenschaft und

der Bildungsforschung war es, das »katholische Arbeitermädchen vom Lande« ans Bildungssystem anzuschließen und allen Mädchen zum Studium zu verhelfen, was heute eine Fortsetzung in der Forderung von »Frauen in die MINT-Fächer« erfährt.

Seit den 1970er Jahren wurde unter dem Slogan »Das Private ist politisch!« das Geschlechterverhältnis als Herrschaftsverhältnis bewusst gemacht und dies nicht auf individueller sondern auf gesamtgesellschaftlicher Ebene. Der analytische und Kampfbegriff »Patriarchat« erfasst(e) »ein gesellschaftliches System von sozialen Beziehungen der männlichen Herrschaft« (Cyba, 2004, S. 15). Geschlecht ist in dieser Sicht eine »Strukturkategorie«, die die sozialen Stratifikationsmuster und die Organisationsprinzipien einer Gesellschaft – oftmals verdeckt gehalten – durchdringt: die Arbeitsteilung, die Rechtsverhältnisse, die Wertschöpfungsketten und die Herausbildung von Familie und Privatheit (vgl. z. B. Werlhof, 1991; Beer, 1987; Mies, 1988; Becker-Schmidt, 1982)

Die feministische Theorie unter Gleichheitsperspektive zielt(e) deswegen auf die »Umgestaltung des hierarchischen und asymmetrischen Geschlechterverhältnisses, auf Beendigung der Vorherrschaft des männlichen Geschlechts« (Klinger, 1998, S. 36) und um dies zu erreichen, um also die gesellschaftliche Unterdrückung, Exklusion und Benachteiligungen von Frauen sichtbar zu machen, bezogen sich die feministischen Analysen der Frauenforschung auf die »Kategorie: Frau«. Ziel der Frauenforschung war es denn auch, den Androzentrismus der Wissenschaft zu beseitigen und »Frauen sichtbar zu machen, nachdem unübersehbar wurde, dass Frauen in der Wissenschaft in doppelter Hinsicht fehlten: als Forschungssubjekte wie als ›Forschungsobjekte« (Faulstich-Wieland, 2006, S. 100). In den feministischen Gleichstellungsforderungen wurde die Eigenverantwortung, die Wahlfreiheit und Selbstbestimmung von Frauen betont. Frauenbeauftragte und eine veränderte Rechtsgrundlage (z. B. das Scheidungsrecht von 1977), Frauenhäuser, Frauentelefone, Krisenzentren für Vergewaltigungsopfer, Selbstverteidigungskurse, Frauenberatungsstellen und Kinderläden sind die erkämpften Symbole und Räume dieser *Frauenbewegungen*. Die Frauenforschung, die Thematisierung der Strukturkategorie Geschlecht und der daran orientierte Gleichheitsdiskurs wurden und werden ob einem Verhaftetsein in einem essenzialistischen und universalistischen Denken kritisiert.

Geschlecht im Differenzdiskurs

Die *positive* Erkundung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern steht im Zentrum des Differenzansatzes. Frauen und Männer gelten ihm als grundsätzlich unterschiedlich und wesensverschieden. Sowohl die Soziobiologie als auch die Psychologie und die Psychoanalyse stellten Erklärungen für diese Differenz zwischen Männern und Frauen vor und insbesondere die Sozialisationsforschung trug zur Erforschung von Geschlechtsspezifika und ihrer gesellschaftlichen Bedingungen bei.

Anknüpfend an Simone de Beauvoirs »Wir werden nicht als Frauen geboren, wir werden dazu gemacht!« (1951/1992) wurde die weibliche Rolle zum sozialen, gesellschaftlichen Produkt erklärt. Das bipolare Differenzparadigma konstatierte zunächst: Männer und Frauen leben in zwei völlig verschiedenen Welten und es galt nun, sich auf das als bewahrend, erhaltend und sozial verantwortlich etikettierte Weibliche zu besinnen und Weiblichkeit positiv zu bestimmen. Carol Gilligan (1982) hat auf die spezifische weibliche »Ethik der Verantwortung« bei Frauen verwiesen. Nancy Chodorow (1985) erörterte die »Friedfertigkeit der Frauen« aus der Analyse der unterschiedlichen Lagen von Söhnen und Töchtern im familiären Sozialisationsprozess. Aufgrund einer weiblich konnotierten Primärerziehung entwickelten Mädchen eine andere Fürsorgebereitschaft (die in letzter Konsequenz dazu führe, dass sie selbst wieder Mutter werden wollen). Im Rahmen der Sozialisationsforschung (vgl. Hagemann-White, 1984; Bilden, 1998) wurde nicht nur die weibliche Sozialisationsituation erforscht, sondern es kam zur Aufwertung des weiblichen Sozialisationsmodus.

In der Erziehungswissenschaft gab es verschiedene Konsequenzen aus diesen Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Sozialisation, denen gemeinsam war, dass sich der Blick zunächst voll auf *die Mädchen* richtete. Barbara Schaeffer-Hegel plädierte für ein »feministisches Bildungskonzept« (1987) und der sogenannte »heimliche Lehrplan« der Schulen wurde enttarnt (vgl. Zinnecker, 1975). Als Konsequenz aus diesen Überlegungen und Analysen wurden auch in der schulischen und außerschulischen Jugendarbeit statt Koedukation eine Separation praktiziert und Mädchengruppen und Mädchenräume etabliert, um die Stärkung und das Empowerment von Mädchen und Frauen durch die Bildung von homosoziellen Räumen zu fördern.

Unter Differenzperspektive entstanden aber auch zahlreiche Janus-Konzepte: das *weibliche Arbeitsvermögen*, die *weibliche Moral* oder die *weibliche Kommunikationsfähigkeit* schreiben – so die Kritik – potenziell eine Naturalisierung von Geschlechtsunterschieden fort, anstatt zu ihrer Beseitigung beizutragen. In Form der Integration *weiblicher*

Leistungsfähigkeit, weiblicher Teamfähigkeit oder *weiblicher Führungsqualitäten* – als sogenannte »soft skills« als Anforderung in Organisationen tituiert – werden vermeintliche Geschlechterspezifika, so kritisiert Christa Wichterich, auch in die gegenwärtige neoliberale Marktideologie eingepasst (Wichterich, 2003, S. 84). Das Ziel »Chancengleichheit für alle« ist damit aber nicht verbunden, sondern »Gleichstellung wird zur Frage des persönlichen Vermögens oder Unvermögens« (Wichterich, 2003).

Carol Hagemann-White hat bereits 1984 die Grundlage der Zweigeschlechtlichkeit, den Bezug auf den biologischen Geschlechterunterschied (»sex«) infragegestellt und als »gesellschaftlich entwickelte Übereinkunft« entlarvt. In ihrer sogenannten Nullhypothese betont sie, »dass es keine notwendige, naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit gibt, sondern nur verschiedene kulturelle Konstruktionen von Geschlecht« (Hagemann-White, 1988, S. 230). Die Geschlechterdifferenz zu zementieren, ist also die negative Kehrseite der positiven Erkundung der Geschlechterspezifika. Das statt dessen etablierte *biplurale* Differenzparadigma konstatiert vielfältige Widersprüche in den jeweiligen Geschlechtskollektiven (»der Frauen« und »der Männer«) und geht davon aus, dass es verschiedene Weiblichkeiten und Männlichkeiten gibt. Ausgearbeitet wurde diese Pluralität in den Lebensentwürfen von Frau- und Mannsein sowohl in der »Frauenforschung« als auch in der in den 1980er Jahren aufkommenden »Männlichkeitsforschung« (vgl. Connell, 1999; Meuser, 1999; Bourdieu, 1997). Mit dem Ende der 1980er Jahre haben beide sich in die Richtung von »Geschlechterforschung« verändert. Inhalt der Geschlechterforschung ist seitdem die Beziehung und das relationale Verhältnis, in dem Weiblichkeit und Männlichkeit zueinander stehen. Auch auf der politischen Ebene kam es zu signifikanten Verschiebungen: Nicht mehr Frauenbeauftragte sorgen sich um *Frauenanliegen*, sondern Gleichstellungsbeauftragte sind für die Gleichbehandlung von Frauen *und* Männern zuständig.

Doing Gender – Konstruktivismus

Grundlegend in der konstruktivistischen Perspektive ist die Unterscheidung von »sex« (biologischem Geschlecht) und »gender« (sozialem Geschlecht). Im Mittelpunkt des Doing-Gender-Ansatzes stehen die sozialen Situationen und die Interaktionen, die als »formende Prozesse eigener Art« (Gildemeister u. Hericks, 2012, S. 198) verstanden werden, in denen Geschlecht als »soziale folgenreiche Unterscheidung hervor-

gebracht und reproduziert wird« (Gildemeister, 2004, S. 132). »Doing gender involves a complex of socially guided perceptual, interactional, and micropolitical activities that cast particular pursuits as expressions of masculine and feminine ›natures‹« (Garfinkel, 1967, S. 14).

Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit wurde von Candace West und Don H. Zimmerman (1991, S. 13) in Abgrenzung zum Verständnis von Geschlechtsrolle (»sex roles, gender roles«) als tagtägliche Routine und »recurring accomplishment« definiert, die in jeder Handlung und jeder sozialen Situation routinisiert vollzogen wird und mit unterschiedlichen institutionellen Ressourcen verbunden ist.

Das heißt, Geschlecht wird entsprechend der ethnomethodologischen und interaktionstheoretischen Grundannahme konzipiert, dass das vermeintlich Selbstverständliche des Alltagshandelns und -interagierens – Geschlecht – unter höchst voraussetzungsvollen Annahmen bezüglich den zu erwartenden Handlungen und Praxen erst möglich wird. Alltagstheorien, Wissensbestände und institutionelle Arrangements unterstellen, so zeigten Suzanne J. Kessler und Wendy McKenna (1978, S. 113), eine vermeintlich gegebene Dichotomität, Naturhaftigkeit und Konstanz von Geschlecht, verstanden als Mann *oder* Frau. Doing Gender ist jedoch eine andauernde Praxis von Zuschreibungs- und Darstellungsroutinen, die in der Sozialisation erworben und darüber hinaus verfestigt und identitätswirksam werden. Dieser Prozess beginnt direkt nach der Geburt mit der eindeutigen Zuweisung des Kindes in eine »sex«-Kategorie: Junge *oder* Mädchen. Und davon ausgehend wird ein entsprechendes »gender« (das soziale Geschlecht, wie zum Beispiel der Name, die Kleidung, das Verhalten und Auftreten, die Berufswahl) abgeleitet.

Die Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit basiere jedoch unzulässigerweise auf der Annahmen, dass jede_r natürlich, unveränderbar und ein Leben lang *entweder* männlich *oder* weiblich ist und dass die Geschlechtszugehörigkeit am Körper eindeutig ablesbar sei, weil sie eben angeboren, natürlich und unveränderbar sei (vgl. Garfinkel, 1967, S. 122). Vielmehr werden erst durch die Naturalisierung und Essenzialisierung von Geschlecht im Alltagshandeln, in Institutionen und sozialen Ordnungen diese Vorannahmen von Geschlecht als natürliche und biologische Tatsache produziert. Über die Praxis des *Tuns* werden wir, was wir sodann *sind*. »A person's gender is not simply an aspect of what on is, but, more fundamentally, it is something that one does, and does currently, in interaction with others« (West u. Zimmerman, 1991, S. 27).

In der Analyse von Passingprozessen von transsexuellen Personen (vgl. Garfinkel, 1967; Hirschauer, 1993) wird jedoch deutlich, dass das, was durch Kultur unsichtbar gemacht wurde, im Passingprozess sichtbar wird: »the accomplishment of gender« (West u. Zimmerman, 1991, S. 18).

Unterschiedliche Interaktionen und Alltagssettings in Arbeit und Beruf, Schule und Ausbildung, Familie und Freundeskreis oder die Wahl der Toilette in der Öffentlichkeit sind vergeschlechtlichte Situationen insofern als dass das Doing Gender in diesen sozialen Arrangements eingefordert wird, da wir verpflichtet sind, »accountable« (zurechenbar) zu werden und zu bleiben. West und Zimmerman kommen deswegen zu dem Schluss, dass Doing Gender »unavoidable« ist (1991, S. 24). Gerade mit dem Verweis auf die hierarchische Zweiteilung der Gesellschaft und der Annahme der natürlichen und essenziellen Geschlechterdifferenz beantworten West und Zimmerman ihre bereits 1987 gestellte Frage »Can we ever not do gender?« negativ. Geschlecht *muss* fortlaufend interaktiv hergestellt werden – auch in Beratungs-, Coachings- sowie anderen Arbeitskontexten und entsprechend der Alltagsordnung der Zweigeschlechtlichkeit kann niemand kein Geschlecht haben.

Geschlechterdekonstruktion

In den feministischen Theorien und der Geschlechterforschung blieb die Unterscheidung der Menschen in grundsätzlich zwei Geschlechter bis Ende der 1980er Jahre weitgehend unangetastet. Aber Anfang der 1990er Jahre geriet das Subjekt des Feminismus und der Geschlechterpädagogik grundsätzlich in die Kritik. Denn welche Frau ist mit der Bezeichnung »Frau« gemeint? (Feministische) Identitätspolitik und identitätsbasierte Arbeit (*von Frauen mit Frauen für Frauen*) die sich auf das Gemeinsame am Frau- und Mädchen-sein – das vermeintlich weibliche Geschlecht – berief, wurde nun zunehmend in Frage gestellt.

Im Gegensatz zu den konstruktivistischen Ansätzen zielen dekonstruktivistische Ansätze darauf, die Geschlechterdichotomie aufzuweichen, Zuschreibungen aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit zu vermeiden, den Normierungen der Geschlechtsidentitäten entgegenzuwirken sowie die Entgrenzung von Geschlecht zu forcieren. Denn, so eine der prominentesten Vertreter_innen dieses geschlechtertheoretischen Ansatzes:

»Es gibt keine »richtige« Geschlechtsidentität, eine, die zu dem einen statt zu dem anderen Geschlecht gehören würde und die, in welchem Sinn auch immer, dessen kulturelles Eigentum wäre. [...] *sondern die Geschlechtsidentität ist eine Imitation, zu der es kein Original gibt*; tatsächlich ist sie eine Imitationsform, die als *Effekt* und Konsequenz der Imitation die Auffassung von der Existenz eines Originals erst produziert. Das Original braucht seine Ableitung, um sich

als Original zu bestätigen, denn Originale sind nur insoweit sinnvoll, als sie sich von dem unterscheiden, was sie als Ableitung produzieren. Wenn es also die Vorstellung der Homosexualität *als* Kopie nicht gäbe, dann hätten wir auch keine Konstruktion der Heterosexualität *als* Original« (Butler, 1996, S. 26).

Insbesondere die Übersetzungen der Thesen Judith Butlers – vorgestellt im Buch »Gender Trouble« (dt.: Das Unbehagen der Geschlechter, 1991) – stellten in Deutschland einen Einbruch dar. Butler bezweifelt darin die Unterscheidung von »sex« und »gender« und arbeitet das biologische ebenso wie das soziale Geschlecht als ein historisches, kulturelles Produkt heraus. Das heißt, es gibt keinen Körper vor dem gesellschaftlichen Zugriff. Damit löst Butler zwar die biologische Grundlage des »Wir Frauen« auf. Anstatt nun aber, wie Butler häufig unterstellt wird, auf die Beliebigkeit und Wahlmöglichkeit von Geschlechterpräsentationen zu verweisen, betont Butler unentwegt, dass Geschlecht immer im Rahmen gesellschaftlicher Normen und Ordnungen hergestellt wird. Das heißt, wir können uns nicht heute als »Frau«, morgen als »Mann« und übermorgen als »transgender« darstellen, wir haben nicht die *Qual der Wahl*, sondern lediglich einen Handlungsspielraum im Rahmen gesellschaftlicher Normen und Ordnungen, wobei der normative Rahmen zur Konstruktion von Geschlecht Heterosexualität ist. Die zwanghafte Wiederholung von Normen, durch die das Subjekt wahrnehmbar, erkennbar – also intelligibel – wird, fasst Butler unter dem Begriff der Performativität zusammen: Performativität erfasst die Handlungen, Darstellungen und Akte, durch die Geschlecht immer wieder hervorgebracht wird und hervorgebracht werden muss. Zu den normierenden Diskursen und dem zentralen gesellschaftlichen Ordnungsprinzipien zählen die Zwei-Geschlechter-Ordnung und die Heteronormativität.

In queer-feministischen Analysen wurde nun die Unmöglichkeit der scheinbar zwangsläufigen und kohärenten Beziehung von Sex-Gender-Begehren (also die »logische« Schließung von einem biologischen auf ein soziales Geschlecht und ein dementsprechendes sexuelles Begehren des »anderen« Geschlechts) betont. Die erste zentrale These von Queer-Theorie verweist darauf, dass Geschlecht und Sexualität nicht natürliche und akulturelle Entitäten, sondern diskursive Effekte wirkmächtiger Bezeichnungs-, Regulierungs- und Normalisierungsverfahren sind (Butler, 1991). Die zweite zentrale These von Queer-Theorie besagt, dass »die Zwei-Geschlechter-Ordnung und das Regime der Heterosexualität in komplexer Weise koexistieren, sich bedingen und wechselseitig stabilisieren. Insbesondere garantieren sie wechselweise jeweils ihre »Naturhaftigkeit« und beziehen ihre affektive Aufladung voneinander« (Hark, 2004, S. 106).

Dekonstruktivistische Theorien und Analysen (vgl. z.B. Engel, 2002; Heidel, Micheler u. Tuidier, 2001; polymorph, 2002; Kraß, 2003; Haschemi u. Michaelis, 2005; Hark, 2001; Erel et al., 2007). fokussieren nun einerseits gesellschaftliche Normierungsprozesse. Das heißt, sie zeigen, wie durch die Herstellung sogenannter »unbrauchbarer« Subjekte (wie Schwule, Lesben und Transgenders) Normalität (also die Position »fortpflanzungswilliger heterosexueller Mann«) erst funktioniert. Andererseits wird in dekonstruktivistischen Debatten die Vielfalt, das Uneindeutige, das Mehrfachzugehörige und Grenzüberschreitende von Geschlechterkonstruktionen betont. Drag Kings und Drag Queens, Cross-Dressers, Tunten, polysexuelle, transsexuelle, Intergender- und Transgender-Menschen fungieren als die Figuren der geschlechtlich-sexuellen Uneindeutigkeit.

Die sozialen Ordnungen nicht nur zu untersuchen, sondern damit auch zu verändern und zu dekonstruieren gehen vor allem auf die Arbeiten von Jacques Derrida (1976) zurück. Derrida entwarf ein Vorgehen, um hinter die scheinbar eindeutigen Bedeutungen zu schauen, um dahinterliegende Ideologien und Machtansprüche aufzudecken. Dekonstruktionen, so Nina Degele, »versehen Phänomene mit einem Fragezeichen, setzen sie unter Bedingtheitsvorbehalt, spielen den Gedanken durch, es könnte auch ganz anders sein« (2008, S. 104). Denn Geschlecht ist zwar eine wirkmächtige Inszenierung, die den Effekt hat, als Substanz zu erscheinen. Zugleich ist jede Wiederholung der Geschlechternorm auch eine »Reiteration«, denn es ist nicht die Frage »ob, sondern wie wir wiederholen« (Butler, 1991, S. 217) – was auf die erfolgreiche Umdeutung, auf die Verschiebung von Bedeutungen aufmerksam macht, die mit der Rekonstruktion des Ausgeschlossenen verbunden sein kann. Es ist die Melange oder das In-Between, das von Tunten, Kanaken, Krüppeln, Queers oder Mestizas besetzt wird. Unter dekonstruktivistischer Perspektive geht es also auch in der Beratungsarbeit nicht darum, Geschlechter, Sexualitäten und Körper zu verneinen, sondern Dekonstruktion zielt auf die Verschiebung, Vervielfältigung, auf die Veruneindeutigung sowie auf die strategische Auflösung der Gegensätze. Dabei die bestehenden eigenen Weißen Flecken der Theoriebildung nicht zu beachten und Benachteiligungen anstatt sie zu verqueeren zu reproduzieren, sind einige der stärksten Kritiken an einem queer-feministisch dekonstruktivistischen Ansatz.

Diversity und/oder Geschlecht – Intersektionalität

Unter dem Terminus Intersektionalität wird heute, so resümiert Kathy Davis »das zentrale theoretische und normative Problem in der feministischen Wissenschaft – die Anerkennung von Differenzen zwischen Frauen [bearbeitet]« (Davis, 2010, S. 58). Denn Anfang der 1990er Jahre geriet das Subjekt des Feminismus insofern in die Totalkritik als »women of color« (u. a. Mohanty, 1988; Davis, 1982) und »lesbians of color« (u. a. Hooks, 1984; Lorde, 1984) die »heteronormative weiße Position des Mainstream-Feminismus« (Dietze, Haschemi Yekani u. Michaelis, 2007, S. 107) kritisierten und sich gegen eine einheitliche, weibliche Erfahrungsbasis ausgesprochen haben (vgl. dazu Mohanty, 1988; Gümen, 1998). Vielmehr wurde die globale Schwesternschaft, das »Wir Frauen«, als »eine gewaltvolle, weiße Konstruktion« (Lorey, 2011, S. 105) problematisiert, in der Differenzen unter Frauen nicht wahrgenommen und Herrschaftsverhältnisse zwischen Frauen, die sich zum Beispiel durch den Pass, die Religion oder die Hautfarbe ergeben, ebenso negiert werden wie die feministische »Komplizenschaft mit imperialistischen Kritiken« (Castro Varela u. Dhawan, 2005, S. 59).

Verwurzelt im »black feminism« in den USA der 1970er Jahre und verbunden mit antirassistischen und feministischen Politiken jener Zeit hat die schwarze Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw, die Lebensrealitäten schwarzer Frauen, die von sozialen, politischen und rechtlichen Marginalisierungen aufgrund von Geschlecht *und* von »race« gekennzeichnet war, mit der Metapher der Kreuzung (»intersection«) erstmals erfasst: »Intersectionality is what occurs when a woman from a minority group [...] tries to navigate the main crossing in the city [...]. The main highway is »racism road«. One cross street can be Colonialism, then Patriarchy Street [...]. She has to deal not only with one form of oppression but with all forms, those named as road Signs, which link together to make a double, a triple, a multiple, a many layered blanket of oppression« (Crenshaw, 1989).

Was hiermit verdeutlicht werden soll, ist, dass Individuen sowohl kulturell-ethnisch, geschlechtlich als auch religiös, sexuell und innerhalb einer Klasse und im geopolitischen Kontext positioniert sind. Identitäten und Biografien – so zeigen nicht zuletzt die Ergebnisse der qualitativen Forschung aber auch der Beratungs- und Therapiearbeit – sind immer gleichzeitig von mehreren Differenzen durchzogen, die aber je nach Kontext unterschiedlich bedeutsam sein können. Diese Erkenntnis, das jeder Mensch als Individuum am Schnittpunkt (»intersection«) von verschiedenen Differenzachsen positioniert ist, war der Anlass, die bisherige Einseitigkeit in der Bearbeitung von Geschlecht in der Geschlech-

terforschung, Ethnizität in der Migrationsforschung oder Sexualität in den Queer-Studies zu verlassen.

Die gegenwärtigen Debatten zu Intersektionalität und Diversität haben sich mittlerweile darüber verständigt, dass machtvollere Differenzen und Differenzverhältnisse auf unterschiedlichen Ebenen konzeptualisiert werden müssen (vgl. Bührmann, 2009): auf der Ebene der sozialen Strukturen (Produktionsweisen, internationale Arbeitsteilung, staatliche Regulationen, politische Prozesse, ökonomische Strukturen), auf der Ebene der Organisationen (wie z. B. Krankenhäuser, Gefängnisse, Kirchen, Schule), auf der Ebene der Institutionen (wie z. B. Familie), auf der Ebene der symbolischen Ordnungen und Repräsentationen (Normen, Diskurse, Wissensarchive), auf der Ebene der sozialen Praktiken und Interaktionen sowie auf der Ebene der Subjektformationen bzw. Identitätsbildungsprozesse.

Wie aber wirken die unterschiedlichen Differenzlinien genau zusammen? Wie sind sie miteinander verbunden? Und welche verstärken sich und wie (vgl. Yuval-Davis, 2006)? Und wie können 13, 15 oder 20 verschiedene Identitätsmarker in der Beratungsarbeit angemessen berücksichtigt werden? Was in diesen Fragen deutlich wird, ist, dass es mit einer Bearbeitung des Themas »Geschlecht = Männer & Frauen« und einer daraus resultierenden Geschlechterpädagogik in Form der »Mädchenarbeit« und »Jugendarbeit« nicht getan sein kann. Die Erziehungswissenschaft, Soziale Arbeit und Beratungsarbeit stehen gegenwärtig vielmehr vor der Herausforderung, die verschiedenen Dimensionen von Differenzverhältnissen zusammenzudenken. Den Blick auf einzelne Merkmale wie »Frauen«, »Migrantinnen«, »Homosexuelle« oder »Arbeiterklasse« und deren Sonderpädagogiken verlassend, thematisiert Diversity die wechselseitige Verschränkung von unterschiedlichen Macht- und Differenzverhältnissen und fragt auch nach dem Potenzial, das in der Vielfalt steckt. Auf dem schwierigen Weg hin zur Anerkennung und Wertschätzung gegebener Differenzen werden Unterschiedlichkeiten als Chance begriffen und Diversität willkommen geheißen. Wenn wir »Vielfalt wertschätzend von der Vielfalt aus« (Hartmann, 2004, S. 30) denken, wird es möglich, Freude an der Vielfalt zu finden. Letztendlich steht Diversity für ein Bemühen um ein hohes Maß an Respekt und Anerkennung der Würde des Einzelnen (vgl. Tuider, 2008).

Hervorgegangen aus den »Gender Studies«, mit wesentlichen Anregungen aus den »queer-«, »cultural-« und »postcolonial studies«, stellt sich nun die Frage, ob Geschlecht in der Thematisierung, Konzeptualisierung und Erforschung von Diversity aufgeht bzw. wie das Verhältnis von Geschlecht und Diversity ist. Stellen wir Geschlecht unter das Dach von Diversity? Oder Diversity unter das Dach von Geschlecht? Oder stehen Geschlecht und Diversity nebeneinander?

Fazit: Wie also handeln im Kontext von Geschlecht und Beratung?

Was in diesem Abriss deutlich werden sollte, war, dass sich die geschlechtertheoretischen Ansätze und auch die feministischen Handlungsstrategien verändert haben. Auf universitärer Ebene veränderte sich die Frauenforschung in Geschlechterforschung und auf der politischen Ebene sind es nicht mehr Frauenbeauftragte, die für die Institutionalisierung von *Frauenanliegen* Sorge zu tragen haben, sondern Gleichstellungsbeauftragte sind für die Gleichbehandlung von Frauen *und* Männern zuständig. Die Termini Gender Mainstreaming und Diversity-Management stellen vielleicht eine neue Generation von Geschlechterkonzeptualisierungen dar, die eine zeitgemäß Weiterentwicklung der Frauenpolitiken signalisieren.

Knüpfte die gleichstellungspolitische Frauenförderung noch direkt an der Benachteiligung von Frauen an und zielt(e) auf den Abbau von Diskriminierung und auf die Gleichstellung und Förderung von Frauen, so gehen Überlegungen zum Gender Mainstreaming von der Analyse der Situation beider Geschlechter aus. Das Gender Mainstreaming wurde im Jahr 1985 auf der Weltfrauenkonferenz in Nairobi erstmals als Strategie eingebracht, um Defizite der traditionellen Gleichstellungspolitik abzubauen. Die Praxis hatte gezeigt, dass mit den bestehenden Instrumenten spezifischer Frauenförderung eine Gleichbehandlung nicht oder nur langsam zu erreichen war (ist), sondern statt dessen eine Verbesonderlichung von »Frauenpolitik« verstanden als »Frauenförderung« zu beobachten war sowie die Vergabe einer Zuständigkeit an Akteurinnen (von Frauen für Frauen). Mit der Gender-Mainstreaming-Perspektive soll nun vermieden werden, dass weiterhin nur Frauen als das Geschlecht identifiziert werden und Männer einfach Männer bleiben können. Denn Gender Mainstreaming zielt in einem Top-down-Prozess auf die Veränderung der Organisation und will eine qualitative Verbesserung von allen Entscheidungsprozesse und -abläufen auf allen Ebenen einer Organisation bewirken. Gleichstellung wird damit zur Aufgabe aller, und Gleichstellungsbeauftragte wirken als Expert_innen und Consultants.

Diversity Management nimmt die gegebene Diversität zum Ausgangspunkt des Handelns und entwickelt Problemlösungen, um die Herausforderungen einer globalisierten Arbeitswelt besser zu bewältigen. Es ist multinationalen Konzernen (»global playern«) zu verdanken, dass vor dem Hintergrund der Vielfalt von Beschäftigten, vornehmlich auf der Ebene von Führungskräften, das amerikanische Konzept des Diversity Management internationalisiert Einzug in personalpolitische Strategien gehalten hat. »Diversity-Leitbilder« finden sich heute breit

über die Sektoren von Wirtschaft, Politik und Sozialer Arbeit oder dem Gesundheitssektor.

Der Amsterdamer Vertrag, das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz sowie die Menschenrechtsdeklaration stellen nun einerseits die Basis zum Einklagen von Diskriminierungen und Benachteiligungen dar. Andererseits werden unter anderem aus diesen Gesetzen die sechs Kerndimensionen von Diversity abgeleitet: Geschlecht, sexuelle Orientierung, Alter, Behinderung, Religion, Herkunft/»Rasse«/Nationalität/Staatsbürgerschaft. Die Herausforderung für die Diversity Analysen und Arbeit besteht nun darin, die verschiedenen Dimensionen von Differenzen und Differenzverhältnissen zusammen zudenken. Und dies steht in dem Spannungsverhältnis von Defizit und Ressource, von Gleichheit und dem Recht auf Anderssein, von Anerkennung des Differenten und Gleichstellung von Differentem, von »Alle Menschen sind gleich« und »Alle Menschen sind verschieden«.

Dabei kann zwischen dreierlei Konzeptualisierungen von Diversity unterschieden werden:

- a) jene, die Differenzen/Unterschiedlichkeiten thematisieren;
- b) jene, die Vielfalt und Differenzen in Zusammenhang mit Macht und Herrschaftsverhältnissen (»matrix of domination«) thematisieren, und
- c) jene, die die Uneindeutigkeiten, das In-Between der Entweder-oder-Möglichkeiten, das Mehrfachzugehörige thematisieren.

Diversity ist also nicht die Antwort auf die Frage »Was kommt *nach* der Geschlechterforschung?« (Casale u. Rendtorff, 2008, Herv. E. T.) und Diversity bildet auch nicht nur die logische Fortsetzung einer feministischen Gleichstellungs-, Empowerment- oder Antidiskriminierungspolitik. Sondern Diversity – so wie ich sie verstehe – eröffnet die Möglichkeit, machtvolle (An-)Ordnungen und Normierungen, Instabilitäten und (Un-)Sichtbares sowie Marginalisierungen und Privilegierungen zu thematisieren und zu politisieren. Anstelle eines »Durchstreichens« feministischer Theorien und Kritiken möchte ich hier auf die anhaltende Notwendigkeit eines feministischen Projekts hinweisen, denn die strukturellen Bedingungen, sozialen und materiellen Konsequenzen in einer an Leistung, Konsum und Wettbewerb orientierten Welt sind mehr denn je aktuell.

Intersektionalität/Diversity bleibt dabei einer feministischen Theorie-tradition und dem Feminismus als politischem Projekt verhaftet, doch verkompliziert sie diese auch, da nun nicht mehr selbstverständlich von dem Gemeinsamen des Frau-Seins ausgegangen werden kann, sondern statt dessen kontextspezifische gesellschaftspolitische Konstituierung von Differenzen und Ungleichheiten zwischen Frauen und weiteren

Geschlechtern mitgedacht werden. Dabei verzichtet eine feministische Politik in intersektioneller Perspektive auf ein politisches Subjekt, wie »Wir Frauen« oder »Wir Lesben« oder »Wir Migrantinnen«, ohne dass damit das Sprechen als Lesbe, als Frau, als Migrantin, als Muslima oder als Schwuler nicht auch punktuell und situativ für notwendig erachtet werden würde, was im Sinne Stuart Halls als »strategischer Essentialismus« verstanden werden kann. Vielleicht steht es in dieser Hinsicht auch an, sich von einer feministischen Bewegung zu verabschieden, aber feministische Bündnisse, Perspektiven und vor allem Kritiken, die auf die Durchkreuzung von bestehenden Herrschaftsverhältnissen und Machtrelationen zielen, damit nicht über Bord zu werfen. In intersektioneller Perspektive zu arbeiten, zu forschen und Kritik zu üben, bedeutet, die jeweils andere Frage zu stellen, das »Es könnte auch anders sein« zu denken und somit Raum für das Ambivalente und Ambigue zu eröffnen.

Sozialer und Beratungsarbeit in Anlehnung an queer-intersektionelle Überlegungen geht es sodann darum, »Differenzen zu benennen und Artikulationsräume für nicht normgerechte oder dissidente Geschlechter und Sexualitäten zu schaffen. Es geht darum, Differenz in Form von Zuschreibungen und Kategorisierungen zurückzuweisen, aber zugleich Anspruch darauf zu erheben, Unterschiede zum Ausdruck zu bringen und sozial anerkannt zu finden« (Engel, Schulz u. Wedl, 2005, S. 10). Die Ziele reichen dabei von Anerkennung, Unterwanderung bis zum Umsturz gegebener Gesellschaftsverhältnisse. Anstelle eines identitätsverhafteten Sprechens beispielsweise »als Lesbe mit Lesben für Lesben« oder »als Frau mit Frauen für Frauen« umfassen queere Praxen sowohl Koalitionen als auch die Notwendigkeit zur Benennung von simultaner Dominanz und Marginalität, das heißt der Positionierung zum Beispiel als »queer of colour SM« oder als »nicht-trans Feministin of colour« (Haritaworn, 2005, S. 25). Worauf die Anerkennungstheoretiker_innen (vgl. Fraser u. Honneth, 2003; Fraser, 2003; Honneth, 2010) hingewiesen haben, ist, dass es heute nicht mehr um das Aufbegehren gegen Regulationen durch staatliche Institutionen geht, sondern um die sozialen Kämpfe um Anerkennung, um Freiheit, um Toleranz und Solidarität.

Literatur

- Andresen, S., Koreuber, M., Lüdke, D. (Hrsg.) (2009). Gender und Diversity: Albtraum oder Traumpaar? Interdisziplinärer Dialog zur Modernisierung von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik. Wiesbaden: VS.
- Beauvoir, S. de (1951/1992). Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Neuübersetzung. Hamburg: Rowohlt.

- Becker-Schmidt, R. (1982). Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabriken und Familie. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Beer, U. (Hrsg.) (1987). Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: AJZ.
- Bilden, H. (1998). Geschlechtsspezifische Sozialisation. In K. Hurrelmann, D. Ulich (Hrsg.), Handbuch der Sozialisationsforschung (Studienausgabe, 5. Aufl., S. 777–812). Weinheim: Beltz.
- Bourdieu, P. (1997). Die männliche Herrschaft. In I. Dölling, B. Kraus (Hrsg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Bührmann, A. (2009). Intersectionality – ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma? Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über Intersektionalität. Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur, Gesellschaft, (2), 28–44.
- Butler, J. (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Butler, J. (1995). Körper von Gewicht. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Butler, J. (1996). Imitation und Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In S. Hark (Hrsg.), Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin: Quer Verlag.
- Casale, R., Rendtorff, B. (2008). Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld: Transkript.
- Castro Varela, M., Dhawan, N. (2005). Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: Transkript.
- Chodorow, N. (1985). Das Erbe der Mütter. München: Frauenforschung.
- Connell, R. W. (1999). Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich.
- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. The University of Chicago Legal Forum, 139–167.
- Cyba, E. (2004). Patriarchat: Wandel und Aktualität In R. Becker, B. Kortendiek (Hrsg.), Handbuch Frauen und Geschlechterforschung (S. 17–22). Wiesbaden: VS.
- Davis, A. (1982). Rassismus und Sexismus. Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA. Berlin.
- Davis, K. (2010). Intersektionalität als »Buzzword«. Eine wissenschaftssoziologische Perspektive auf die Frage: »Was macht eine feministische Theorie erfolgreich?« In H. Lutz, M. T. Vivera Herrera, L. Supik (Hrsg.), Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts (S. 55–68). Wiesbaden: VS.
- Degele, N. (2008). Gender/Queer Studies. Paderborn: UTB.
- Derrida, J. (1976). Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dietze, G., Haschemi Yekani, E., Michaelis, B. (2007). »Checks and Balances«. Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory. In K. Walgenbach, G. Dietze, A. Hornscheidt, K. Palm (Hrsg.), Gender als interdependente Kate-

- gorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität (S. 107–140). Opladen: Barbara Budrich.
- Engel, A. (2002). Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Kritik der Repräsentation. Frankfurt a. M.: Campus.
- Engel, A., Schulz, N., Wedl, J. (2005). Queere Politiken. Analysen, Kritiken, Perspektiven. Kreuzweise queer: Eine Einleitung. In *femina politica* (1), 9–23.
- Erel, U., Haritaworn, J., Gutiérrez Rodríguez, E., Klesse, C. (2007). Intersektionalität oder Simultanität?! – Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – eine Einführung. In J. Hartmann, C. Klesse, P. Wagenknecht, B. Fritzsche, K. Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht* (S. 239–250). Wiesbaden: VS.
- Faulstich-Wieland, H. (2006). Einführung in die Gender-Studies (2. Aufl.). Paderborn: UTB.
- Fraser, N. (2003). Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Fraser, N., Honneth, A. (2003). Umverteilung oder Anerkennung?: Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Garfinkel, H. (1967). Passing and the managed achievement of sex status in an ›intersexed person‹. *Studies in Ethnomethodology* (1), 116–185.
- Gildemeister R., Hericks, K. (2012). Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg.
- Gildemeister, R. (2004). Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In R. Becker, B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen und Geschlechterforschung* (S. 132–140). Wiesbaden: VS.
- Gilligan, C. (1982). Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München: Piper.
- Goffman, E. (1994). Interaktion und Geschlecht. Frankfurt a. M.: Campus.
- Gümen, S. (1998). Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie »Ethnizität«. *Das Argument* 224, 187–201.
- Hagemann-White, C. (1984). Sozialisation weiblich – männlich? Opladen: Leske + Budrich.
- Hagemann-White, C. (1988). Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren ... In C. Hagemann-White, M. S. Rerrich (Hrsg.), *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion* (S. 224–236). Bielefeld: AJZ.
- Haritaworn, J. (2005). Am Anfang war Audre Lorde. Weißsein und Machtvermeidung in der queeren Ursprungsgeschichte. *femina politica. Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft* 14, H. 1, 23–35.
- Hark, S. (2001). Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität (2. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Hark, S. (2004). Lesbenforschung und Queer Theory. In: R. Becker, B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen und Geschlechterforschung* (S. 104–111). Wiesbaden: VS.
- Hartmann, J. (2004). Vielfältige Lebensweisen transdiskursiv. Zur Relevanz dekonstruktiver Perspektiven in Pädagogik und Sozialer Arbeit. In J. Hart-

- mann (Hrsg.), *Grenzverwischungen. Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs* (S. 17–32). Innsbruck: STUDIA.
- Heidel, U., Micheler, S., Tuidler, E. (Hrsg.) (2001). *Jenseits der Geschlechtergrenzen: Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*. Hamburg: Männerscharmskriptverlag.
- Hirschauer, S. (1993). *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Honneth, A. (2010). *Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- hooks, b. (1984). *From margin to center. Feminist theory*. Boston: South End Press.
- Kessler, S. J., Mc Kenna, W. (1978). *Gender. An ethnomethodological approach*. New York: Wiley.
- Klinger, C. (1998). Liberalismus – Marxismus – Postmoderne. Der Feminismus und seine glücklichen und unglücklichen »Ehen« mit verschiedenen Theorieströmungen im 20. Jahrhundert. In A. Schlichter, A. Hornscheidt, G. Jähner (Hrsg.), *Krisische Differenzen – geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis zwischen Feminismus und Postmoderne* (S. 18–41). Opladen: Leske + Budrich.
- Kraß, A. (2003). *Queer Denken. Queer Studies*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lorde, A. (1984). *Sister outsider, Essays and speeches*. Trumansburg/New York.
- Lorey, I. (2011). Von den Kämpfen aus. Eine Problematisierung grundlegender Kategorien. In S. Hess, N. Langreiter, E. Timm (Hrsg.), *Intersektionalität revisited. Empirische, Theoretische und Methodische Erkundungen* (S. 101–116). Bielefeld: Transkript.
- Meuser, M. (1999). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske + Budrich
- Mies, M. (1988). *Patriarchat und Kapital*. Zürich: Rotpunktverlag.
- Mohanty, C. T. (1988). Aus westlicher Sicht: feministische Theorie und koloniale Diskurse. *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, (23), 149–162.
- polymorph (Hrsg.) (2002). *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*. Berlin: Querverlag.
- Prenzel, A. (1995). *Pädagogik der Vielfalt: Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schaeffer-Hegel, B. (1987). Plädoyer und Thesen für ein feministisches Bildungskonzept. In A. Prenzel u. a. (Hrsg.), *Schulbildung und Gleichberechtigung* (S. 121–129). Frankfurt a. M.: Frauenliteraturvertrieb.
- Smykalla, S., Vinz, D. (Hrsg.) (2011). *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Tuidler, E. (2008). Diversität von Begehren, sexuelle Lebensstile und Lebensformen. In R.-B. Schmidt, U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und Sexuelle Bildung* (S. 245–254). Weinheim: Juventa.
- Tuidler, E. (2012). Geschlecht und/oder Diversität? Das Paradox der Intersektionalitätsdebatten. In E. Kleinau, B. Rendtorff (Hrsg.), *Differenz, Diversität und Heterogenität in erziehungswissenschaftlichen Diskursen*. Schriftenreihe der

- Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (S. 79–102). Opladen: Barbara Budrich.
- Tuider, E., Sielert, U. (2011). Diversity statt Gender? Die Bedeutung von Gender im erziehungswissenschaftlichen Vielfaltsdiskurs. In A. Qualbrink, A. Pithan, M. Wischer (Hrsg.), *Geschlechter bilden* (S. 20–38). Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Werlhof, C. von (Hrsg.) (1991). *Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun*. München: Frauenoffensive.
- West, C., Fenstermaker, S. (1995). Doing difference. In N.-L. E.. Chow, D. Wilkinson, M. B. Zinn (Hrsg.), *Race, class and gender: common bonds, different voices* (S. 357–384). London: Sage.
- West, C., Zimmerman, D. (1987). Doing Gender. *Gender & Society* (1), 125–151.
- Wichterich, C. (2003). *Femme global*. Globalisierung ist nicht geschlechtsneutral. *Attac Basistexte* 7, Hamburg: VSA.
- Yuval-Davis, N. (2006). Intersectionality and feminist politics. *European Journal of Women's Studies*, (13), 193–209.
- Zander, M., Wartwig, L., Jansen, I. (2006). *Geschlecht Nebensache? Zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: VS.
- Zinnecker, J. (1975). *Der heimliche Lehrplan*. Weinheim u. Basel: Beltz.